

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 2 (1946)

Artikel: Begegnung mit Flüchtlingen
Autor: Lendi, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550489>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BEGEGNUNG MIT FLÜCHTLINGEN

Von Karl Lendi

Es waren tatsächlich nur flüchtige Begegnungen, manchmal von kürzester Dauer, in den bewegten Tagen zwischen dem 2. und 10. Mai des Jahres 1945, die wir im Hauptort des Unterengadins mit den Flüchtlingen erlebten. In ungeahnter Zahl, zu vielen Hunderten, strömten sie damals durch das Inntal herauf, an und über die Grenze, herübergespült aus dem Meer des Elends und der unbeschreiblichen Not auf unser Eiland, das ihnen allen nach den schrecklichen Tagen und Nächten des Zusammenbruchs und der Unordnung wie das Paradies erscheinen mußte. Heute, nach fünf Monaten, sei versucht, aus der verwirrenden Fülle der Eindrücke jener Tage einige Episoden auszuwählen. Sie erscheinen jetzt wie die Szenen eines Films, den das Leben selber gestaltet, und die in ihrer Anschaulichkeit und rauhen Unmittelbarkeit erschütterten, mehr, als wenn sie auch der begabteste Regisseur für die Leinwand zusammengestellt hätte.

Wir erreichten unseren Bestimmungsort am frühen Vormittag des 2. Mai, nachdem der Zug eine winterliche Landschaft durchfahren hatte. Auf dem Bahnhofplatz lagen ein paar Schuh schweren, nassen Maischnees, auf den die Sonne vom tiefblauen Himmel heiß herniederstrahlte. Wie man uns mitteilte, hatte sich auf diesem Platze in der letzten Nacht eine Tragödie abgespielt, die sich schwer schildern läßt. Die weißen Autos des Internationalen Roten Kreuzes waren mit einer Last von Insassen eines Konzentrationslagers angekommen, deren sich die Samariterinnen des Ortes während des kurzen Aufenthaltes liebevoll annahmen. Alle standen noch unter dem furchtbaren Eindruck des Gesehenen und Erlebten. Waren dies noch Menschen gewesen, die die traurige Fracht der mächtigen, soliden Lastwagen gebildet hatten? Barmherzige Menschen hatten versucht, sobald die Grenze überschritten war, ihnen Erleichterung zu bringen und ihnen Lebensmittel und

Erfrischungen angeboten, ohne zu bedenken, daß die ausgehungerten, ausgemergelten Körper jede Nahrungsaufnahme verweigerten, und so der Zustand der Unglücklichen vielleicht noch verschlimmert wurde. Apathisch standen, hockten oder lagen die Opfer brutaler Willkür und Barbarei da und schienen einfach noch nicht zu begreifen, daß sie nun der Hölle entronnen seien. Nach kurzer Zeit waren dann die Autos weitergefahren nach dem Orte, wo man zum Empfang der Unglücklichen bereit war und ihnen wirksame Hilfe leisten konnte. Das war, wie erwähnt, in der Nacht vor unserer Ankunft geschehen.

Das große, prächtige Schulhaus des Ortes hatte man in ein Aufanglager für die von der Grenze kommenden Flüchtlinge verwandelt. Da wurden sie, gesondert nach Nationen, registriert, einer kurzen Voruntersuchung in bezug auf ihre Transportfähigkeit unterzogen, genährt, mit fehlenden Kleidungsstücken versorgt und zum Bahnhof geleitet, um zur Entlassung überführt zu werden. Denn hier war man für diese Prozedur nicht eingerichtet, und daß man sie, fast ohne Ausnahme, als «unrein» betrachten mußte, wie der Fachausdruck lautete, versteht sich. Wer am späten Nachmittag oder in den frühen Nachtstunden erschien, hatte Strohlager zur Verfügung, auf denen man die Nacht verbrachte. Da fielen sie denn, kaum hatte man sie in ihr Kantonement geleitet, todmüde zusammen und schliefen oft, bevor der Letzte über sie hinweggeschritten war. Auf dem großen Platze vor dem Schulhaus konnte man zu Zeiten das reinste babylonische Völkergemisch beobachten. Da räkelten sich Inder mit ihren Turbanen an der Sonne, neben ihnen saßen auf Holzbänken Schwarze aus Afrika oder Amerika; lebhaftes Franzosen unterhielten sich über die Abenteuer ihrer Flucht; Russen standen zusammen und diskutierten lebhaft; Österreicher, Deutsche, Italiener, Polen Jugoslawen, Tschechen, Slowaken, Soldaten, Zivilisten, Männer, Frauen, Halbwüchsige, Kinder, ganze Familien, alle warteten sie geduldig, bis man sich an sie wandte oder sie sich sammeln ließ zur Verpflegung oder zum Gang nach dem Bahnhof. Zwischen ihnen die Offiziere und Soldaten unserer Heimat, die freundlich Befehle erteilten, Namen aufriefen, Gruppen bildeten, mit ihnen im Haus verschwanden oder mit einem Trüpplein dasselbe verließen, und in einiger Entfernung die Zaungäste, die mitleidig und, ohne große Neugier zu verraten oder irgendwie mit lästigen Fragen die Unglücklichen zu belästigen, ernst und gemessen doch auch ein bißchen Weltgeschichte erleben wollten. Aus der Fülle der Geschehnisse wollen wir in der Folge einige Impressionen festhalten.

Vor dem großen Schuppen des Bahnhofes, der Schutz bot vor dem rauhen Morgenwind, befanden sich gegen hundert Russen. Ein Blick auf ihre Gesichter genügte, um annehmen zu lassen, wie unendlich weit und großräumig das Land sein muß, aus dem sie stammten. Da sah man blonde Burschen mit blauen Augen, Leute mit typisch mongolischem Einschlag, dunkelhäutige Männer mit rabenschwarzem Haar, die an Zigeuner erinnerten, kurz, Vertreter aller Völker Rußlands, und warteten auf den Zug.



Aus dem Konzentrationslager

Wir kamen mit ihnen ins Gespräch, soweit wir uns mit ihnen verständigen konnten. Immer war etwa ein geweckter Bursche unter ihnen, der ein bißchen Deutsch radebrechte. Ja, sie waren alle froh, in der Schweiz zu sein. Die meisten von ihnen hatten bei Bauern gearbeitet, also ein verhältnismäßig leichteres Los als ihre Kameraden, die in Fabriken gesteckt worden waren oder in Gefangenenlagern streng arbeiten mußten. Alle sahen recht gut genährt aus, und einer zeigte mit Stolz eine stattliche Speckseite, die ihm sein Meister auf die Flucht mitgegeben hatte. Rührend war, wie sie immer wieder betonten: «Schweiz gut... Schweiz schön... Froh, daß über Grenze...» Auf unsere Einwendung, daß die russischen Zeitungen gelegentlich anders über uns Schweizer berichtet hätten, meinte einer treuherzig: «Oh, wir sagen Väterchen Stalin, daß Schweizer nicht so, wie in Zeitungen steht, sondern besser...!» Einer saß versunken auf einem Stein und strich über seine Violine, die er aus dem Débacle gerettet hatte. Seine Melodie hätte man mit «Lied ohne Worte» bezeichnen können. Ohne von der Umgebung Notiz zu nehmen, entlockte er den Saiten eine Reihe von Tönen, bald elegisch, bald perlende Kadenzen, dann wieder getragene Weisen, die plötzlich in toll wirbelnde Triller und Tänze übergingen und einen unwillkürlich an eine der unendlichen Ebenen mit irgendeinem breiten Fluß denken ließen. Ein anderer, dem Aussehen nach ein Kaukasier, wartete im Wagen auf die Abfahrt des Zuges und blies auf einer primitiven Flöte unentwegt die gleiche, eintönige Weise, wie wenn er damit irgend etwas beschwören hätte müssen, während sein Kopf beständig im Takte der Töne eine kreisende Bewegung ausführte.

Ein Kapitel für sich waren die Bekleidung und die Ausrüstung dieser Menschen. Während manche noch Anzüge trugen, die von ferne an eine Uniform gemahnten — das K.G. war an allen möglichen und unmöglichen Stellen mit weißer Farbe groß aufgemalt — steckten andere in unglaublich zusammengestückten Gewändern, aus denen manchmal die Ellbogen und Knie hervorguckten. Schuhe, Fußlappen, Fetzen deckten die Füße. Ihre Habe trugen sie in Säcken, Paketen, Tornistern, und was sie mitgenommen hatten, grenzte manchmal ans Unglaubliche. Da trug einer eine Aluminiumpfanne, die für drei Personen ausgereicht hätte, ein anderer einen Becher, ein dritter eine Handorgel, auf der er von Zeit zu Zeit spielte, ein vierter eine Feldflasche, einen Mantel und was der nötigen und unnötigen Dinge noch mehr waren.

Man berichtete uns, daß ein Russe im Spital gestorben sei. Als er aufgenommen worden war, fiel der Name auf, da er eigentlich recht engadinisch klang. Es ergab sich, daß der Großvater des Kranken tatsächlich vor Jahren hier gelebt hatte. Er war dann nach Rußland ausgewandert. Und sein Enkel war nun ahnungslos nach der Heimat seiner Vorfahren geflohen, um hier zu sterben. Das halbe Dorf, darunter noch einige weitentfernte Verwandte, gaben ihm das Geleite nach dem herrlich über dem Inn gelegenen Friedhof, wo er nun, fern der Heimat, und doch wieder in heimatlicher Erde, ruht.

Eines Abends gab es bei uns Einquartierung. Ungefähr fünfzig Franzosen, zwei Engländer und ein Russe, alles Insassen eines Spitals in Landeck, waren mit Lastwagen an die Grenze abgeschoben worden. Da sie «rein» waren, brauchte man sie nicht abzusondern. Es war eine lebhaftere Gesellschaft aus allen Teilen Frankreichs, die verhältnismäßig gut aussah und von einem französischen Arzt betreut wurde. Auch sie waren zum Teil bei Landwirten gewesen und hatten bis in die letzten Tage nicht hungern müssen. Eben als sie die Autos besteigen wollten, war eine seit Monaten erwartete Sendung des Amerikanischen Roten Kreuzes für sie eingetroffen, die sie mitgenommen hatten. Nun begann eine Schmauserei, die Stunden dauerte. Mit besonderem Genuß wurden die «echt amerikanischen» Zigaretten geraucht, die sie so lange hatten entbehren müssen. Es wurde viel erzählt und gescherzt und gelacht, doch oft ließ sich Dichtung von Wahrheit nicht unterscheiden, da ein waschechter provenzalischer Marius unter ihnen saß. Bei allen ertönte wie der Refrain eines Liedes immer wieder der Ausspruch: «Voilà, c'est fini. Nous sommes en Suisse, donc sauvés. Encore quelques jours, et nous serons en France. Vive la Suisse!»

Unter ihnen waren vier Kranke. Sie mußten länger bei uns bleiben, da sie noch nicht transportfähig waren. Zwei von ihnen, ein Franzose und der Russe, hatten 1200 Kilometer von Norddeutschland bis ins Inntal zu Fuß zurückgelegt. Im Februar hatten sie mit



Der große Zug

vielen Schicksalsgenossen die Reise begonnen. Wer nicht mehr mit konnte, blieb am Wegrand liegen, die anderen stolperten weiter. «Und zogen aus — ein großer Heerzug nach der Mittagssonne . . . bis daß sie kamen in das wilde Tal . . .» Mit diesem Russen, der sich verhältnismäßig rasch erholte, gab es ein merkwürdiges Intermezzo. Als ich ihm einmal einen kleinen Dienst erwiesen hatte, forderte er mich mit einer Gebärde auf, seinen Rock herbeizutragen. Ich legte ihn ihm aufs Bett, und da zog er ein mächtiges Stück jener ausgezeichneten Schweizer Blockschokolade hervor, die wir Buben einst wegen der großen Würfel besonders geschätzt hatten, und forderte mich unmißverständlich auf, es zu nehmen. Ohne weiteres Überlegen schüttelte ich den Kopf und wollte ihm begreiflich machen, daß er es auf seiner Weiterreise sicher noch gut gebrauchen könnte. Aber da kam ich böse an. Er äußerte eine solche Enttäuschung über die brüske Ablehnung seiner freundlichen Geste, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen, und ich, der ich so schnöde seinen guten Willen mißachtet hatte, mußte alle Beredsamkeit der Gebärden anwenden, um ihn zu überzeugen, daß ich ihn nicht beleidigen wollte. Aber man versuche dies, wenn man es nicht mit Worten ausdrücken kann! Immerhin schied er versöhnt von uns, als wir ihn zwei Tage später zum Zuge führten und ihn der Obhut eines Polen übergeben konnten, der russisch redete und unserem Wunsch Folge zu leisten versprach, ihn wieder, wenn möglich, mit seinen Kameraden zusammenzuführen, nach denen er sich so sehnte (was ihm, wie wir später zufällig erfuhren, auch gelang).

Eines Abends befanden wir uns noch im Schulhaus, nachdem die Hauptflut der Ankommenden endlich verebbt war. Da zeigte uns eine

Krankenschwester ein rührendes Bild. Sie führte uns in einen Raum, in dem ein junges Mädchen mit einem etwa halbjährigen herzigen Knäblein ruhte. Wir mochten etwas verwundert dreinschauen; denn die Frau erklärte spontan, daß sie nicht die Mutter des Kindleins sei, trotzdem es jetzt ihr gehöre. Auf unsere erstaunte Frage erzählte sie folgende Geschichte:

Als Belgierin aus gutem Hause war sie mit vielen Landsleuten von den Deutschen deportiert worden und hatte als Dienstmagd in Österreich schwer arbeiten müssen. Dort lernte sie ein Ehepaar aus Brüssel kennen, die Eltern des Kindes. Bei einem Luftangriff kamen beide ums Leben. Sie nahm sich des Kleinen an und begab sich mit ihm auf die Flucht, beseelt von dem einen Gedanken, das Kind aus dem fremden Land zu retten und nach Belgien zurückzubringen. «Jetzt», meinte sie lächelnd, «bin ich doch seine Mutter, und meine Eltern werden mir gestatten, es zu erziehen.» Die Frauen des Dorfes hatten das Kind vollständig neu ausgestattet, und zufrieden schaute es mit seinen blauen Augen die Leute an, während das junge Mädchen mit einem Blick mütterlichen Stolzes und unendlich behutsamer Sorgfalt es betreute. «Maria auf der Flucht», flüsterte jemand und hatte recht.

Die fleißigen Frauen, die die Listen der Flüchtlinge zusammenstellten, gerieten in nicht üble Verlegenheit, als ein gutes Dutzend Inder auf die Frage nach dem Vornamen immer das gleiche Wort «Singh» angaben und sich zum Teil nicht auf ihr Geburtsdatum besinnen wollten. Es waren alles stramme Landwirte oder Handwerker. Wir kamen mit ihnen ins Gespräch, nachdem wir uns vergewissert hatten, daß ihre englischen Sprachkenntnisse ungefähr den unseren entsprachen und wir uns vorsichtig umgeschaut hatten, ob niemand, der es besser könne, uns etwa zuhöre. Auch diese Leute hatten eine wahre Odyssee hinter sich. Sie waren aus dem Irak nach Ägypten versetzt und bei Tobruk gefangen genommen worden. Nun gelangten sie auf dem Umweg über Nordafrika und Italien nach Österreich und von da über Landeck — eigenartig, welchen Klang sie, ähnlich den Russen, diesem Namen gaben: es tönte, wie gesungen, Lonndöck, mit einem dunkeln, offenen o und einem ganz kurzen ö — in die Schweiz. Stolz, selbstbewußt standen sie da, und nun löste sich auch das Rätsel ihrer gemeinsamen Vornamen. Ihnen genügen die Geschlechtsnamen, die sie mit Blockbuchstaben auf ein Blatt Papier zeichneten oder schreiben ließen. «Singh» oder «Das» bedeuten die Zugehörigkeit zu einer Kaste. Der Sprecher der Gruppe interessierte sich sehr lebhaft für unsere Verhältnisse. Er fand es merk-

würdig, daß in der Schweiz vier verschiedene Völker, wie er sich ausdrückte, friedlich beieinander leben können, und als er auf die Frage, welcher Rasse wir angehören, die Antwort bekam: «Der indogermanischen», da fiel er aus der Ruhe und teilte diese «erstaunliche» Tatsache unter größter Aufregung seinen Kameraden mit.

Nicht weit von ihnen weg stand allein ein deutscher Offizier. Als ich mich an ihn wandte, gab er mir in unverfälschtem Rheintaler Dialekt Auskunft. Er stammte aus einem zunächst der Schweizergrenze liegenden Dorf des untern Rheintales. Als Kommandant einer Kompagnie hatte er in Oberitalien gestanden. Als das Nahen der Engländer oder Amerikaner gemeldet wurde, stürzte sich eine Menge seiner Kameraden in den Fluß, um ihn zu durchschwimmen und heimzukehren, getrieben von dem einen Gedanken: «Nur nicht mehr in Gefangenschaft geraten. Sonst werden wir die Heimat jahrelang nicht mehr sehen.» Viele wurden von den Fluten weggerissen. Zuletzt schlug er sich mit drei Soldaten allein durch, um sein Dorf zu erreichen, da doch alles zu Ende sei. Nach tagelanger Reise stießen sie auf eine feindliche Patrouille. Sie flohen in die Büsche und befanden sich unversehens in der Schweiz. So sehr er sich darüber freute, endlich Ruhe zu haben, konnte er sich des schlimmen Gefühls nicht erwehren, nun doch seine Heimat für lange Zeit nicht mehr sehen zu können. Wir versuchten, ihn zu trösten, und gaben ihm zu bedenken, daß man ihn als Deserteur vielleicht doch nicht so empfangen hätte, wie er sich ausmalte. Er war ein sympathischer, schlichter Mann, anders als vier Flieger, die sich beklagten, mitten unter solchem «Volk» warten zu müssen, und die sich empört weigerten, mit all diesen Flüchtlingen zu essen, da sie doch eine andere Behandlung zu erwarten hätten. Es gibt Leute, die nie zur Einsicht kommen. Zu ihnen gehörte wohl auch jene deutschsprechende Großgrundbesitzersfrau aus Rumänien, die bitter darüber jammerte, daß sie Kaffee ohne Zucker trinken müsse. Als man sie an die Grenze brachte, wo sie ihren Mann traf, dem der Eintritt aus bestimmten Gründen verweigert worden war, entschloß sie sich, mit ihm, trotz der Angst vor den Russen, heim ins Reich zurückzukehren, wo sie nun vielleicht ihren Kaffee wieder mit Zucker trinken kann!



Flötender Kaukasier



Post tenebras lux!

Beinahe komisch wirkte ein Ungar, der mit einem uralten Auto auf nagelneuen Rädern mit Frau und Tochter und einem Haufen Koffern angefahren kam, sich auf Freunde in Bern berief und eine Sonderbehandlung verlangte. Als man sein Auto näher untersucht hatte und er nach der Einvernahme einen mißglückten Fluchtversuch unternahm, wurde er samt Auto und Familie und trotz seiner angeblich einflußreichen Freunde höflich, aber bestimmt wieder über die Grenze spedit.

Einen kleinen Volksauflauf gab es beim Erscheinen einiger Rotkreuzwagen, in denen sich Schweizer befinden sollten. Müde von der beschwerlichen Reise, schauten sie mit glücklichen Mienen auf die Berge ihrer Heimat, als sich plötzlich eine Engadinerin weinend in die Arme eines Mädchens warf, das ausgestiegen war. Es war ihre Cousine, von der sie während des Krieges kaum mehr Bericht bekommen hatte. Welche Freude, als sie nun auch ihre Großmutter begrüßen konnte, die, vom Führersitz aus, sehnsüchtig nach Tarasp blickte, ihrem Heimatdorf, und im reinsten Romanisch zu erzählen begann, wie sie ihre Lieben in Kärnten besucht habe, infolge des Krieges nicht mehr heimkehren konnte und nun mit den Verwandten vor den Russen die Flucht ergriffen hatte. Nun fuhr sie weiter in die Quarantänestation, konnte aber doch sicher sein, bald wieder in ihr Dorf zurückzukommen, das sie jahrelang nicht mehr gesehen hatte.

Es wäre noch viel zu erzählen, auch von dem Franzosen, der sich nach seinen Verwandten in Chur erkundigte, von den fünfzig Elsässer Buben, die man bei einem Fliegerangriff aus den Luftschutzkellern geholt und nach Deutschland mitgenommen hatte, und die in ihren verschlissenen Uniformen einen eigenartigen Eindruck machten, besonders wenn sie mit ihren zum Teil noch ungebrochenen Stimmen ihre Erlebnisse erzählten. Doch, wir lassen es gut sein. So erhielten wir einen unauslöschbaren Eindruck von einem Teil des grausamen Kriegsgeschehens und begriffen mit dankbarer Anerkennung die spontane Hilfsbereitschaft eines ganzen Dorfes, dessen Bevölkerung versuchte, so weit es ihr möglich war, das Los dieser Flüchtlinge, die ja hier nur einen kurzen Aufenthalt hatten, zu lindern und zu mildern.